

Roland Günter

## Berufs-Perspektiven für Kunsthistoriker

Insgesamt gibt es in den drei Berliner Hochschulen mit kunsthistorischer Ausbildung über 2 200 Studenten. Allein an der Freien Universität Berlin studieren über 1000.

In Schleswig-Holstein hat Kiel, die einzigen Hochschul-Abteilung des Bundeslandes, jährlich 20 Absolventen. Im ganzen Land sind 40 Positionen für Kunstgeschichte vorhanden, jährlich wäre statistisch nur eine einzige verfügbar.

Die Gesamtlage in der BRD sieht wohl ähnlich aus. Von 20 Studenten des Faches Kunstgeschichte erhält also nur ein einziger einen Platz in den herkömmlichen Berufen dieses Faches, in Wissenschaft, Museum und Denkmalschutz.

Nun zeigen die letzten 15 Jahre, daß die Ressourcen an Laufbahnen nicht vermehrbar sind. Experten beteuern: Wir sind froh, wenn wir sie mit der zunehmenden Reduzierung öffentlicher Dienste verteidigt können.

So gesehen erscheint die soziale Lage der Absolventen wenig hoffnungsvoll. Und überall ist der Frust groß. Der größte Teil der schätzungsweise rund 7 000 Kunstgeschichts-Studenten im deutschen Sprach-Raum steht nach einem langen Studium ohne Perspektive da.

Das ist so, weil der herkömmliche Zustand des Faches und seine Diskussion in zu engen Rastern ablaufen. Die Entwicklung, die 1970 von Reformern initiiert wurde, ist stehengeblieben. Reform-Diskussionen haben sich nur in wenigen Bereichen entwickelt.

Der Kern der Misere: Weitgehend gibt es nur den Blick auf die herkömmlichen Berufs-Tätigkeiten. Darum muß jeder Versuch, diese verbreitern zu wollen, fehlschlagen.

Dies zeigte die Nachdiskussion beim internationalen Kunsthistoriker-Kongreß in Amsterdam 1996 deutlich.

Was ist zu tun? Wir müssen die Struktur in Frage stellen: das Fach wartet auf einen Struktur-Wandel.

Die erste Überlegung: Was kann das Fach leisten?

Es könnte viel sein - in einer Zeit, in der das Visuelle in der Gesellschaft eine große Rolle spielt.

Aber leistet es das?

Der genannte Kongreß spiegelte davon wenig. Und dies in einer gastlichen Stätte in Amsterdam, die der Geburtsort der visuellen Fähigkeiten des bürgerlich-industriellen Zeitalters ist.

Kunsthistoriker könnten die Kenner der vielen Möglichkeiten sein, mit visuellen Zeichen und Zusammenhängen umzugehen. Wer wäre besser fähig, die visuellen Ressourcen zu erforschen? In Neu-

deutsch: Die Images. Wissenschaftliche Ausbildung, wenn sie reformiert würde, wäre in der Lage, grundlegende Fähigkeiten zu entwickeln.

Und nach dem ersten Schritt, der Analyse, könnten Kunsthistoriker auch noch den zweiten machen: den bewußten Sprung zu einer Vielfalt der Anwendung von Methoden.

Wenn man dies durchdenkt, öffnet sich ein Spektrum von Aufgaben. Aus ihnen können Möglichkeiten der Berufs-Tätigkeit hervorgehen.

Damit ein Struktur-Wandel gelingen kann, müssen zunächst Barrieren durchschaut und abgeräumt werden, die im Gespräch in der Kongreß-Halle sogar von manchem reflektiert wurden. Als greifbarste und weitreichendste Blockade wurde der >Elitarismus< ausgemacht: das Schranken-Setzen der etablierten Platz-Besitzer.

Kritisch berichtet der Direktor des Zentralinstitutes für Kunstgeschichte in München, Wolf Tegethoff, daß in seiner Bibliothek 26 Meter Bücher über Leonardo da Vinci stehen. Dies drückt, wie er präzise sagt, deutlich aus, daß bislang meist nur Geltung und höhere Weihen erhielt, wer über ein Thema mit einer solchen Image-Marke schrieb.

Bei genauem Hinsehen funktionierte das sehr profan, auch wenn Rituale dies zu verstecken suchten: Leonardo ist großartig, aber als Anstecknadel und Clubzugang gebraucht, funktioniert er in der Branche der Kunstgeschichte genauso banal wie das geprägte Werbewort Mercedes.

Hat einer dann den Zugang gewonnen, zieht er Schranken und grenzt aus. Das gibt es natürlich immer. Und der Zeit-Geist läßt zunächst nicht erwarten, daß sich jemand um etwas kümmert, was ihn nicht unmittelbar angeht.

Davor verstummen auch die Jüngeren. Und so mahnte der deutsch-amerikanische Hochschullehrer Otto Karl Werckmeister, sie sollten doch endlich aggressiv auf ihre Lage reagieren.

Das würde den Mut bedeuten, die Etablierten zu fragen: Wenn Ihr nicht einzig mit dem Motto >Nach mir die Sintflut< leben, sondern auch ein wenig als aufgeklärt gelten wollt, übernehmt zumindest ein bißchen Verantwortung!

Tatsächlich geht es nicht nur um eine Generationen-Folge, sondern vor allem um die Möglichkeiten des Faches.

Das elitäre Denken blockiert tiefgreifend, weil es auf dem Weg über lächerlich werdende Status-Fragen die Wertschätzung der Felder des Faches bestimmt - und vor allem kurzatmig Grenzen für die Suche nach ausgelassenen Möglichkeiten setzt.

Das hat auch tiefgreifende Wirkung auf die Jüngeren. Wenn jemand, der einen Job sucht, die elitären Bewertungs-Kriterien der Felder genau so verinnerlicht hat wie die Platz-Besitzer, engt er

sein Such-Feld entscheidend ein. Und damit einen großen Teil seiner Aussichten für seinen Beruf.

Im Kongreß wurde weiterhin sichtbar: Der >Elitarismus< lähmt die Kommunikation untereinander. Ältere hatten wenig Neugier mit Jüngeren zu sprechen. Und Jüngere hatten ihre eigenen Schwierigkeiten, auf Ältere zuzugehen.

Daraus ergibt sich eine unbewußte Automatik: Ein Student, der mit solchen Begrenzungen lebt, erwartet nicht, daß etwas zu ihm spricht. Dieser Mangel an offenem Blick ist eine unnötige, folgenreiche Lern-Blockade.

Selbstreferentielles läßt sich in vielerlei Weisen herstellen.

Wie sieht es bei den Jüngeren aus? Man konnte sich wundern. Was bedeutet es, wenn in der Tagung junger Kunsthistoriker, im Anschluß an den Kongreß der Etablierten, es noch weniger Moderation und Diskussion gab? Zudem beherrschten noch weit mehr Rituale den Raum.

Es zeigte sich, daß Jüngere da sitzen wie das Kaninchen vor der Schlange. Es mag ja gelegentlich ein rührender Schutz-Schild sein, auf seine noch furchtsame Unschuld hinzuweisen. Aber sie bewegt nichts. Die Hoffnung auf Versorgung kann heute niemand mehr haben.

Soweit die Barrieren.

Daraus lassen sich zwei unterschiedliche Erwartungen ableiten: Es wird auch weiterhin nichts geschehen, weil nicht auszumachen ist, wer sich bewegt. Oder: Hier ist einiges zu bewegen, wenn einige Menschen Mut und Klugheit entwickeln.

Und nun zum sachlichen Kern des Problems: Es herrscht ein viel zu enger Begriff von Wissenschaft, Studium und Beruf.

Wie kann eine positive Konstruktion aussehen?

Fundament: das Studium als Bildung. Bildung eröffnet methodisch Wege, die sich die Welt zu erschließen.

So gesehen ist das Studium keine Schleuse mehr zu einem bestimmten Beruf. Denn es gibt, ebenso wie in anderen Bereichen, keine Automatik zwischen dem Studium der Kunstgeschichte und dem Beruf des Kunstgeschichtlers.

Wissenschaft kann viele Fähigkeiten vermitteln. In Hochschulen könnten Studenten wissenschaftliche Methoden lernen, um damit ihr Leben lang und überall arbeiten intelligent zurechtzukommen.

Dies ist eine kulturelle Bildung. Sie als Zunft-Spezialisierung aufzufassen, führt dazu, daß dann alle Wissenschaftler werden wollen. Mit dieser Verengung sind wir am Punkt, an dem wir stehen.

Jede wissenschaftliche Ausbildung produziert am wenigsten für die reine Wissenschaft, sondern vor allem für die angewandte

Wissenschaft. Wer Medizin studiert, wird nur in wenigen Fällen Wissenschaftler. Die meisten praktizieren, durchaus mit wissenschaftlichen Methoden als Ärzte. Dasselbe können wir von vielen anderen Disziplinen sagen, etwa von Ingenieuren oder Architekten.

Hinkt das Beispiel?

Keineswegs. Aber die Zunft hinkt, wenn sie nur den schönen Garten der Wissenschaft bezeichnet und sich - elitaristisch - um ihr weites Feld nicht kümmert.

Die erste Herausforderung gilt den Studenten: Studieren ist ein Privileg, das gut genutzt und organisiert sein will.

Die zweite gilt den Lehrenden: Wie in jedem Betrieb müssen sie die Probleme des Betriebes und seiner Effizienz ständig in offener Weise thematisieren.

Die dritte Herausforderung geht an beide und ist die wichtigste: Nachdenken, welche Rolle die Hochschule spielt. Aber bislang gibt es zur angewandten Kunstwissenschaft keinen Diskurs. Das hat Folgen: sie spürt nicht die Felder auf, in denen sie sich angewandt entfalten könnte.

Zunächst sei ein Mißverständnis vermieden: es geht nicht um direkte Anwendung. Kurzatmigkeit läßt sich verhindern, wenn das weite Feld thematisiert wird. Dies hat auch den Vorteil, daß es zu keiner kurzatmigen Wahl eines bestimmten Berufes führt, der vielleicht nie erreichbar ist oder den es nach Studien-Abschluß überhaupt nicht mehr gibt. Wie die Verhältnisse liegen, ist es gut, sich für vieles bereitzuhalten.

Dieser fundamental andere Ansatz hat Konsequenzen für die Wissenschaft.

Es hat keinen Sinn mehr, daß Hochschullehrer von Anfang an eine Spezialität lehren, dies auf hohem Niveau, aber alle wichtigen Lern-Schritte überspringen, die einen Studenten in die Lage setzen, Strukturen zu begreifen. Dies ist jedoch kein Aufruf zum Dilettantismus, sondern zur Überlegung, daß es wichtig ist, die Grundlagen wissenschaftlichen Denkens umfangreich, vertieft und transferfähig einzuüben.

Eine Reform soll zu Einblicken in ein Spektrum von Methoden und Gebieten führen. Spezialisierung ist immer das zweite. Zum wissenschaftlichen Denken gehört es, vergleichen zu können und Überblick zu haben.

Am Tor einer Reform steht auch der Blick zurück: was wurde alles ausgelassen? Das Fach verdient kein gutes Zeugnis: es hat sich selbstgefällig und selbstgenügsam in wenigen Gebieten ausgeruht und viele weitere und viel größere sich selbst überlassen. Das hatte nicht nur Folgen für die Kunstgeschichte, sondern auch für diese Gebiete.

Ausgelassen wurden die weiten Felder der sogenannten angewandten Künste, auch Design genannt. Sie sind die Welt der Gegenstände, Räume und Prozesse, die in der industriellen Gesellschaft und mit industriellen Mitteln entstehen und häufig auch mit unterschiedlichen Blickweisen wahrgenommen werden.

Symptomatisch dafür ist der Zustand des Wiener Museums für Kunstgewerbe. Seine Sammlungs- und Ausstellungs-Tätigkeit dient nur handwerklich-künstlerischen Produkte, aber nicht industriell hergestellten. Ein Hamburger Kongreß zum Kunstgewerbe bewegt sich 1996 in einer ähnlich reduzierten Ebene.

Zu den angewandten Künsten gehört auch das weite Feld der Grafik. Symptomatisch: 1995 wurde in Basel eines der seltenen Museen für Grafik geschlossen. Und dies in einem Land, aus dem jahrzehntelang bedeutende Grafik kam. Die Niederlande, eines der wichtigen Länder der Grafik, besitzen kein Museum dafür. Ein Blick in die Welt der niederländischen Zeichnungen und Stiche zeigt uns, welche Bandbreite an Anwendung es hier in Jahrhunderten gab. Kein Museum, das bedeutet immer: es wird nicht oder kaum gesammelt, nachgedacht, Theorie gebildet, geschrieben.

Ausgelassen ist das weite Feld der Bau-Denkmäler. Sie benötigen am Objekt selbst Erklärungen, die nicht nur Daten, sondern auch Einsichten erschließen.

In der ältesten Arbeiter-Siedlung des Ruhrgebietes, Eisenheim in Oberhausen, wurden 1996 rund 70 Emaille-Tafeln mit jeweils zwei bis drei Seiten Text an den Haus-Wänden angebracht, die in einer zugänglichen, atmosphärischen und dramaturgisch gut inszenierten Sprache und Grafik das Baudenkmal in einer lebensweltlich orientierten Weise zeigen. Mit großem Erfolg. Wenn für Millionen-Beträge Bau-Denkmäler erhalten werden, müßte es doch gelingen, sie für relativ kleine Beträge kommunikativ zum Sprechen zu bringen - von Kunsthistoriker vermittelt.

Verschlafen wurde der Bereich der industriellen Denkmäler, oft Industrial Archeology genannt. Wenn dies weitgehend ein Feld anderer Wissenschaften geworden ist, müssen sich Kunsthistoriker fragen, wie fahrlässig sie es übersehen haben, obwohl Kunsthistoriker seine Entdecker waren.

Ausgelassen werden Felder des Sprechens und Schreibens. Es gibt viele Bereiche, wo Visuelles aus unterschiedlichen Gründen Sprache benötigt: als Begleitung oder Ergänzung oder nur als Prozeß der Acquisition von Projekten vielerlei Art. Kunsthistoriker können lernen, gut zu sprechen und zu schreiben. Dies ist Inszenierungs-Arbeit: an die Stelle trockener Aufzählung und statischer Deskription eine Sprache entwickeln, die die Dramatik der Sache offenlegt, die aus ihr selbst und dem entdeckenden Blick stammt. Dazu gehört die Übersetzung in kommunikative Kompetenz - sowohl in Sprache

wie in Bilder. Beispiel: Büros von Stadtplanern, Architekten, Grafikern, Verwaltungen. Verlage beschäftigen bereits eine erhebliche Zahl von Kunsthistorikern.

Viele Menschen können auch davon leben, daß sie bezahlte Biografien verfassen, nicht zum Ruhm von Personen, sondern als ehrliche Geschichten von Erfahrungen in einem langen Leben. Es gibt genug Anlässe dafür, vor allem Jubiläen.

Solche Tätigkeiten geben vielen Freiberuflern Aufträge.

Ein beruflich ziemlich gut etabliertes Feld ist der Journalismus. Hier gibt es über die herkömmlichen Schreib-Tätigkeiten im Bereich von Kultur und Kunst hinaus viele weitere Möglichkeiten. Das Niveau, mit dem die Zeitschriften der angewandten Künste bedient werden, ist auch deshalb so unzureichend, weil sich die dafür verantwortliche Kunstgeschichte ganz unverantwortlich verhielt.

Der immens ausgebreitete Tourismus wird fast stets nur mit derselben Langeweile bedient wie die Wissenschaft. Statt ihn dadurch intelligent zu machen, daß das Leben seiner Orte präsentiert wird. Obwohl die wenigen kunsthistorischen Investitionen in intelligenten Tourismus bislang arrogant ignoriert wurden, trugen sie nicht wenig zur Reform des Faches bei.

In Verbindung mit Stadtplanung, Architektur und Denkmalpflege stehen viele Städte in den nächsten Jahren vor der Aufgabe, interessante Bereiche transparent zu machen: in Schrift und Bild sowie mit weiteren Medien. Dies dient den Einheimischen zur Identitäts-Bildung und Fremden als Tourismus-Feld. Die >Sprechenden Tafeln - erklärte Baudenkmäler< in Eisenheim und die Route der Industrie-Kultur im Ruhrgebiet sind dafür Pilot-Projekte.

Wenn die Kunstgeschichte dies nicht wahrnimmt, beschäftigen sich andere damit.

Kunsthistoriker können sich auch in die Grafik einüben, die dafür nötig ist. Das ist schon deshalb sinnvoll, weil die wenigsten Grafiker Lust haben, Texte zu lesen, sie lesbar zu machen, sie zu inszenieren und sie am konkreten Ort raffiniert einzufügen.

So läßt sich die Suche nach Feldern für angewandte Kunstgeschichte fortführen. In den Buchhandlungen gibt es reichste Angebote zu Kunst und Kultur, aber werden sie von Kunsthistorikern als Buchhändlern angeboten?

Im elektronischen Bereich wird es viele Möglichkeiten geben.

Hinzu kommen sozialwissenschaftliche Untersuchungen im visuellen Bereich.

Das Wahrnehmen dieser Felder scheiterte bislang weitgehend am Elitarismus der Etablierten und an seiner raschen Verinnerlichung in der studentischen Ebene, die keine Nachfrage erzeugte. Der Direktor des Zentralinstitutes für Kunstgeschichte in München, Wolf Tegethoff, hat Recht wenn er beklagt: "Wir kommen solange

nicht vorwärts, wie es mehr gilt, über Leonardo zu schreiben als kluge Untersuchungen über Gegenstände der Alltagswelt zu machen."

Die Reform erfordert auch Veränderungen im Leitbild für die Berufs-Typik: dies kann nicht einzig der Beamte sein. Man muß ihn nicht abschaffen, aber eine umfangreiche Zunft kann nicht Beamten-Positionen erwarten.

Notwendig: eine Denkweise, die sich auf Kombinationen einstellt. Dies ist in den Niederlanden, die für ihren praktischen Sinn bekannt sind, weiter entwickelt als in Deutschland.

Da finanziert zum Beispiel eine junge Kunstgeschichts-Studentin ihr Studium als Stewardess bei der KLM. Von der Fluggesellschaft hat sie es sogar schriftlich, daß sie dort lebenslänglich arbeiten kann. Ist das der Ausstieg aus der Kunstgeschichte? Nicht unbedingt, wenn eine realistische Überlegung an Stärke gewinnt. Kaum jemand kann sich jeden Tag vollständig einem kunstwissenschaftlichen Thema widmen. Hochschullehrer verbringen Tage und Wochen mit Verwaltung und Gremien. Die junge Frau könnte bei der KLM sogar spezifisch tätig werden. Denn es gibt genug kultivierte Reisende. Sie finden dort Schriften, die jemand verfassen muß. Darüber hinaus könnte die junge Frau ein Büchlein darüber schreiben, was rund um die Flughäfen zu sehen ist. Oder über die Flughäfen selbst. Oder über das Design der Gegenstände in Flugzeugen und auf Flugplätzen.

Eine andere junge Frau beschreibt im Post-Kongreß, daß sie eine Firma gründete, die organisiert: kulturelle Ereignisse, Reisen für reiche Leute, Kataloge, künstlerische Geschenk-Artikel. Sie lernte zu fragen: Was sagen die Kunden? Was läßt sich voraussehen? Und daß die Idee in der durchaus fruchtbaren Spannung zwischen Verfasser und Kunden liegt.

Vergessen wir schließlich nicht, daß für viele Kunsthistoriker im Pensions-Alter eine Rückkehr zu allem, was sie lieben, geben kann.

Das Studium müßte so angelegt sein, daß es mental zur Flexibilität führt.

Dies leitet an zur Ausweitung der Beschäftigungs-Möglichkeiten, die nie vom Himmel fielen, sondern gemacht werden müssen. Das ist eine Frage des Marketing. Arbeit kann geschaffen werden. Dies ist ein Teil der Arbeit.

Alles, was in der modernen Welt geschieht, wartet auf Untersuchung. Und auf Vergleich: Was ist in der Vergangenheit ähnlich geschehen? Erst dann läßt sich ausmachen, ob etwas Illusion oder Delusion ist. Wie sehen Systeme der Information aus?

Öffnet das Feld! Das sorgt auch für Arbeits-Plätze.